

Auslandskontakte der Hochschulen
Zielsetzungen und Fehlentwicklungen

Theodor Berchem

In der Kultur des Abendlandes gibt es einige Phänomene, deren lange Tradition die geistige und geschichtliche Entwicklung Europas entscheidend beeinflusst haben. Zu diesen Phänomenen zählt das Reisen, und zwar sowohl in Gestalt physisch tatsächlich unternommener Fahrten und Wanderungen als auch in Form von literarischen Streifzügen durch reale oder imaginäre Welten.

So ist es kein Zufall, daß an der Wiege sowohl des Abendlandes als auch der europäischen Literatur ein Epos stand, dessen zentrales Motiv das Reisen ist: Homers Odyssee. Die wesentlichen Elemente der mit diesem Werk begründeten Gattung "Reiseliteratur" sind bei Homer schon vorhanden: die Entdeckung des Unbekannten und Fremdartigen, die Bewährung in so mancher Gefahr, die Herausforderung einer Heimkehr, die erst errungen und verdient sein will. Daß Odysseus sich nicht freiwillig auf die Reise begibt und das Ziel seiner Irrfahrten nicht Entdeckung und Abenteuer, sondern Rückkehr in die Heimat ist, unterscheidet ihn freilich von den meisten Reisenden, die in späteren Jahrhunderten Epen, Tagebücher und Romane der abendländischen Literatur bevölkern. Von Chrétien de Troyes bis Marco Polo und Vaz de Camões, von J.G.A. Forster über Montesquieu und Goethe bis zu Wilhelm von Humboldt, von Madame de Staël bis Joseph Conrad und Cees Nooteboom bezieht die literarische Auseinandersetzung mit dem Reisen, sei sie dokumentarisch, fiktiv oder gar satirisch, ihren besonderen Reiz stets aus der Konfrontation mit dem Andersartigen, aus dem Spannungsfeld zwischen der notwendigerweise kulturell geprägten Sicht des Betrachters und dem neuen Umfeld, in das seine Reisen ihn führen, kurz, aus der Erfahrung und den Verwicklungen des Fremdseins.

Das Erlebnis, Fremder zu sein, hat viele Dimensionen. Es kann verunsichern und stärken, eigene Wertmaßstäbe festigen oder relativieren, Denkanstöße geben und Kreativität freisetzen oder umgekehrt lähmen und verstören. In der Fremde zu leben heißt in erster Linie, die Selbstverständlichkeit des Alltags zu verlieren. Das beginnt bei der Sprache, die nicht mehr unreflektiertes Verständigungsmittel ist, sondern schlimmstenfalls eine unüberwindlich scheinende Barriere, auf jeden Fall jedoch ein Unsicherheitsfaktor. Es setzt sich fort mit den kleinen Verrichtungen des Alltags, mit Gerätschaften, Gepflogenheiten, Institutionen. Vor allem aber macht sich im intensiven Umgang mit den Menschen ein Verlust von Selbstverständlichkeit bemerkbar, der den Fremden nachhaltig prägen kann.

Wer als Fremder in ein anderes Land kommt, hat automatisch eine herausgehobene Stellung. Er ist nicht Gleicher unter Gleichen, sondern Anderer unter Einheimischen, oder, wie Karl Valentin sagt: "Fremd ist der Fremde immer nur in der Fremde."

Fremdsein ist ein Attribut, das vom Aufenthaltsort abhängt, nicht von den Qualitäten der Person selbst. Das scheint auf den ersten Blick banal, hat aber weitreichende Konsequenzen: Der Fremde ist in der Wahrnehmung seiner Umgebung nicht einfach er selbst, ein Individuum mit bestimmten Eigenschaften. Seine ganze Person wird - mindestens solange, bis eine Vertrautheit zwischen ihm und den Einheimischen hergestellt ist - als idealtypischer Vertreter seines Volkes angesehen. Seine Individualität muß er sich erst zurückerobern. Ob ihm das gelingt, hängt entscheidend von der Haltung derer ab, zu denen er gereist ist. Mancherlei Vorurteile mögen dem entgegenstehen, und sie manifestieren sich vor allem in der Sprache selber. So zogen bereits die Griechen in der Antike eine Trennungslinie zwischen dem Volk der Hellenen und allen Nicht-Griechen, die sie Barbaren nannten, eine Tradition, die von den Römern fortgesetzt wurde. Die Worte "bárbaros/-barbarus" und "balbulus" tragen lautmalerische Züge. Sie ahmen das Stammeln eines kleinen Kindes nach und ziehen die fremde, unverständliche Sprache damit in den Bereich des Kindlichen, d.h. noch nicht Fertigen, nicht ganz Ernstzunehmenden.

Von dieser Interpretation fremden Sprechens bis zu einer gewissen Verachtung gegenüber dem, der so spricht, ist es nur ein kleiner Schritt. Die prinzipielle Ausgrenzung des Fremden erhält dadurch eine neue Qualität: Der Fremde ist nicht verdächtig, weil die Gruppe nichts über ihn weiß, sondern weil er sich durch bestimmte Merkmale - hier also seine Sprache - von ihr abhebt. Weitere Merkmale, die in dieser Art interpretiert werden, sind Aussehen, Kleidung, Verhaltensweisen. Sie machen den Fremden als Fremden kenntlich und versperren den Blick auf seine Persönlichkeit. Da sie aber zugleich Merkmale seiner Individualität, seiner kulturellen Prägung sind, wäre es unsinnig und kontraproduktiv, sie als bloße Äußerlichkeiten abzutun. In dem Konfuzius-Wort *"Die Menschen sind alle gleich. Es trennen sie bloß die Sitten"*, ist dieser Widerspruch eingefangen.

Natürlich beeinflussen Ziel und Zweck einer Reise ihrerseits ganz entscheidend das Erleben des Reisenden wie des Einheimischen, mit dem er zusammentrifft. Es macht einen gewaltigen Unterschied, ob jemand als Forscher und Abenteurer die Neue Welt erkunden wollte oder ob er als Eroberer ausgeschickt wurde, ob er Handel treiben wollte, als Emigrant ins

Exil ging oder als fahrender Schüler durch die Lande zog, ob er in heutiger Zeit als Flüchtling oder Austauschstudent, als Tourist oder Gastarbeiter ein fremdes Land erlebt.

Eines freilich ist allen Reisenden gemeinsam, die mehr als nur ein paar flüchtige Urlaubswochen in einem fremden Land zubringen: Die Begegnung mit dem Fremden wird für sie selbst wie für die Einheimischen, mit denen sie in Kontakt kommen, nie ganz folgenlos bleiben. So hat die problematische und oft genug mit Blut geschriebene Geschichte der Eroberung ganzer Erdteile durch die Völker Europas nicht nur Haß und Zerstörung hervorgebracht, sondern auch feste Bande kultureller Nähe, die keineswegs nur als Einbahnstraßen wirkten und noch heute wirken. Die Begegnung zwischen Fremden verändert beider Weltsicht in mehr oder weniger gravierendem Maße.

Besonders stark ist die Tradition des Reisens und der Auslandsaufenthalte im akademischen Bereich. Die europäischen Universitäten können für sich in Anspruch nehmen, von Anfang an auf Mobilität gesetzt zu haben. Im "Chronicon" des Prager Domherrn Benes Krabice z Vaitmile heißt es über die Gründung der Universität Prag im Jahre 1348:

"So wurde in der Stadt Prag eine Universität gegründet, die in allen Ländern Deutschlands nicht ihresgleichen fand, und es kamen aus fremden Ländern wie England, Frankreich, der Lombardei, Ungarn und Polen sowie aus benachbarten Ländern Studenten hierher (...)"

Und in der Gründungsurkunde der Universität Freiburg aus dem Jahr 1457 verkündet Erzherzog Albrecht VI. seine Absicht, die Universität mit besonderen Privilegien auszustatten, um sie für Studenten aus der Fremde attraktiv zu machen:

"Man wird um so mehr geneigt sein, von allen Landen zu unserer hohen Schule zu ziehen, wenn man sie mit großen Gnaden und Freiheiten freigebig begabt findet. Und wer wollte nicht denen Gnade und besondere Freiheiten erweisen, die in gutem Willen die eigenen Freunde und das Vaterland verlassen, als Pilger mancherlei Leid erdulden, um als Gäste bei uns in der Fremde zu weilen und dort das, was ihre Eltern mit großer Mühe, im Schweiß ihres Angesichts erworben, freundlich hergeben, um dafür bei den Unseren Belehrung, Vernunft und Weisheit zu empfangen."

Was vor gut fünf- oder sechshundert Jahren also durchaus selbstverständlich war, nämlich - um es mit einem modernen Ausdruck zu sagen - die Schaffung günstiger Rahmenbedingungen für das Ausländerstudium, gehört leider heute nicht mehr zu den Selbstverständlichkeiten am Bildungsstandort Deutschland. Doch dazu später mehr.

Im Augenblick möchte ich noch bei der Frage nach der **Tradition** akademischer Mobilität an Europas Hochschulen verweilen. An ihrem Anfang stand ein Motiv, das bis heute einen Großteil internationaler Studentenströme bewegt: im Ausland etwas zu lernen, was man daheim mangels geeigneter Ausbildungsstätten oder auf Grund unzureichender Aufnahmekapazitäten nicht oder nicht so gut lernen konnte. Hinzu kam schon bald ein zweiter Beweggrund, der ebenfalls bis heute wirkt: Schon früh erwarben einzelne Universitäten in bestimmten Disziplinen einen besonders guten Ruf, zogen einzelne, weithin berühmte Wissenschaftler auch Scholaren an, die ihr wissenschaftliches Handwerk an anderen Universitäten gelernt hatten, versuchten schließlich die Universitäten selbst, solche Doktoren durch einen Ruf zu gewinnen. Auch noch zu Zeiten, als es schon eine recht große Zahl von Universitäten gab, zogen Studenten, die die niedere, die Artistenfakultät schon in ihren Heimatländern absolviert hatten, an ferne Universitäten, um sich dort in der Jurisprudenz, der Theologie oder der Medizin zu vervollkommen. Wir alle kennen berühmte Beispiele! Was wäre beispielsweise Erasmus von Rotterdam ohne sein Studium an der Pariser Universität gewesen? Und wie hätte sich Otto von Guericke's Lebensweg entwickelt, wäre er nicht zur Vervollständigung seiner Ausbildung von Magdeburg nach Leiden gezogen? In gewisser Weise können wir in diesen wißbegierigen Gelehrten von einst Vorläufer der heutigen "mobilen" Postgraduierten und Nachwuchswissenschaftler erblicken.

Die europaweite Gemeinschaft und Mobilität der Scholaren und Magister der vergangenen Jahrhunderte wurde natürlich begünstigt durch die allen gemeinsame Wissenschaftssprache Latein. Angesichts der damals ja sehr beschwerlichen, teilweise auch gefährlichen Reisewege kann uns Heutige die Mühelosigkeit der wissenschaftlichen Kommunikation nur erstaunen, eine Mühelosigkeit, von der wir mit dem "Küchenlatein der Moderne", dem "broken English" weit entfernt sind. Die erste **deutschsprachige** Vorlesung hielt Thomasius erst 1687 in Halle.

Ebensowenig wie die Sprache machte auch die spätere Anerkennung der in der Fremde errungenen wissenschaftlichen Abschlußgrade in der Heimat Schwierigkeiten, waren diese doch über alle Grenzen hinweg einheitlich.

Über die Höhe der damaligen Mobilitätsquote kann man anhand alter Matrikelbücher nur vorsichtige Schätzungen anstellen. Man nimmt an, daß sie bei etwa 10% lag - und damit übrigens dem heutigen Idealziel der Mobilitätsquote der EU-Programme entsprechen würde. Eine interessante Untersuchung der belgischen Historikerin Hilde de Ridder-Symoens belegt diese geschätzte Zahl anhand eines Beispiels: Dort ist zu lesen, daß mindestens 10 Prozent aller Nordniederländer, die zwischen 1575 und 1814 promovierten, ihren Dokortitel an einer ausländischen Universität erwarben. Die Studenten absolvierten dabei zumeist in der Heimat ihre akademische Grundausbildung, bevor sie sich auf die sogenannte "Kavaliersreise" zur Erlangung des letzten wissenschaftlichen Schiffs begaben.

Wie sieht es nun heute, zum Ende des 20. Jahrhunderts, mit der Internationalität speziell der deutschen Hochschulen aus? Die Beantwortung dreier Fragen soll uns dabei helfen, ein möglichst realitätsnahes Gesamtbild zu skizzieren. Sie lauten:

1. Was heißt Internationalität?
2. Wie sieht die akademische Mobilität derzeit aus?
3. Was können wir tun, um die Auslandsbeziehungen unserer Hochschulen voranzutreiben?

Auf die Frage nach der **Internationalität** von Forschung und Lehre an unseren Hochschulen gibt es viele Antworten, je nachdem, welchen Teilaspekt des Ganzen man in den Blick nimmt. Völlig anders etwa sieht die Situation aus bei den Studierenden (und damit meine ich alle Hochschulangehörigen bis zur Promotion) als bei den Lehrenden, anders ist sie in der Forschung als in der Lehre, unterschiedlich bei den Deutschen und bei den Ausländern. Internationalität findet sich in unseren Hochschulen ebenso im Mikrokosmos eines einzelnen Curriculums wie im Großen der Institution als solcher. Das Umfeld der Gesellschaft und der staatlichen Rahmenbedingungen schließlich stellt das Klima bereit, in dem Internationalität gedeihen kann oder behindert wird.

Will man den Grad an Internationalität einzelner Hochschulen beurteilen, so muß man dazu nicht nur die Komponenten Forschung, Lehre und

Studentenmobilität berücksichtigen, sondern auch den Anteil der Ausländer, das Angebot international ausgerichteter Studiengänge oder Curricula sowie die Frage, inwiefern Internationalität zum Profil der jeweiligen Hochschule gehört und aktiv als strategisches Ziel verfolgt wird. Indikatoren für eine solche Zielsetzung sind einerseits eine größere Anzahl aktiver Partnerschaften, Netzwerke und Austauschprogramme, andererseits die interne Organisation der internationalen Angelegenheiten, die Bereitstellung der notwendigen Ressourcen und Infrastrukturen etc.

Wenn man Lernende und Lehrende einander gegenüberstellt, so kann man erkennen, daß **Mobilität** in der Ausbildung weit größer geschrieben wird als etwa im Lehrkörper, klammert man die Mobilität von Wissenschaftlern zu Forschungszwecken einmal aus. Ein Heer von Studenten und Graduierten setzt sich alljährlich nicht nur in Europa, sondern weltweit in Bewegung, um jenseits der Grenzen des eigenen Landes kürzere Sprach- und Ferienkurse zu besuchen, Praktika zu absolvieren, für ein oder zwei Semester im Ausland zu studieren oder gar ein komplettes Studium mit Abschluß durchzuführen. Rund zwei Drittel der weltweit 1,4 Mio. Studierenden, die sich als Ausländer an einer Hochschule eingeschrieben haben, haben ihren ersten Abschluß noch vor sich. Nur ein Drittel geht als Postgraduierte ins Ausland, die große Mehrheit von ihnen als sogenannte "Selbstzahler". Auf Seiten der Gastländer dominieren zunehmend die englischsprachigen Anbieter, allen voran die USA, auf die allein in quantitativer Hinsicht ein Drittel dieses hochinteressanten "Marktes" entfallen - nach Qualitätsgesichtspunkten, also bei der Frage nach guten oder sogar sehr guten Studentinnen und Studenten sind es wohl sogar 50 Prozent. Bei den Herkunftsländern dominiert der asiatische und hier vor allem der südostasiatische Raum, und man kann davon ausgehen, daß sich gerade hier die Nachfrage nach attraktiven Studienmöglichkeiten im Ausland in den nächsten 20 Jahren noch verdoppeln wird.

Wie aber steht Deutschland als Gast- und als Entsendeland da?

Kein Zweifel, ihre einstmals führende Stellung hat die Bundesrepublik mittlerweile eingebüßt. Doch so schlecht, wie das Bild gerade in der jüngeren Vergangenheit gemalt wurde, sieht es mit der Internationalität der deutschen Hochschul- und Wissenschaftslandschaft nicht aus. Vergleicht man die absoluten Zahlen miteinander, so rangiert Deutschland immerhin noch auf Platz vier der Gastländer. Allerdings sind es nur rund zehn Prozent der internationalen Studierenden weltweit, also 140.000, die in Deutschland

immatrikuliert sind. Wenn man zudem die sogenannten "Bildungsinländer" abzieht, dann verringert sich die Quote auf etwas mehr als sechs Prozent, also rund 80.000 bis 90.000 Köpfe. Nur zum Vergleich: Allein die Vereinigten Staaten können mit etwa 450.000 Studierenden mehr als die fünffache Anzahl für sich verbuchen.

Auch die Verteilung der ausländischen Gäste auf die verschiedenen Fächer und Disziplinen gibt Anlaß zu Bedenken. Denn während beispielsweise 520 Japaner an bundesdeutschen Musikhochschulen studieren (insgesamt sind es 1600 Studierende), zieht der MBA-Nachwuchs in großer Zahl an Deutschland vorbei. Letzteres verwundert gerade dann, wenn man sich vor Augen führt, daß die Spitzenreiter unter den Gastländern - namentlich die Vereinigten Staaten - zumeist hohe Studiengebühren bis zur Erlangung eines "Master of Business Administration" verlangen, während das Studium der Volks- oder Wirtschaftswissenschaften in Deutschland nach wie vor gebührenfrei ist.

Korrelierend zu dem stetigen Strom junger Asiaten, die sich auf den Weg in die anglophone Welt machen, ebbt der Zustrom aus dieser Weltregion nach Deutschland kontinuierlich ab. Es gibt eine Reihe von Faktoren außerhalb des universitären Bereichs, die hierfür maßgeblich sind: Denken Sie nur an die starken ethnischen Verbände wie Japaner oder Chinesen, die nicht erst seit einer Generation aus ihren Heimatländern aus- und beispielsweise nach Amerika eingewandert sind. Die Familien- oder Freundesbände, die auf diese Weise oft schon seit Jahrzehnten bestehen, bilden gerade für junge Menschen einen wichtigen Halt in der neuen Heimat, ein Faktor, der nicht unterschätzt werden darf.

Den Verlust, den wir durch die verhältnismäßig wenigen Asiaten hier in der Bundesrepublik auf diese Weise ohne Zweifel erleiden, können wir teilweise durch unsere Nachbarn im Osten wieder ausgleichen: In den Ländern Mittel- und Osteuropas und der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten stehen Deutschland und die deutsche Sprache nach wie vor hoch im Kurs, und diese positiven Verbindungen gilt es zu pflegen und auszubauen. Ich darf an dieser Stelle erwähnen, daß der Deutsche Akademische Austauschdienst schon vor Jahren die Chancen erkannte, die sich aus dieser endlich wieder zugänglichen Region ergaben, und so förderten wir allein im vergangenen Jahr rund 530 Partnerschaften zwischen deutschen und osteuropäischen Hochschulen. Um dem Gebot der Vollständigkeit Genüge zu tun, sei erwähnt, daß auch die sogenannten "Südpartnerschaften" - ein Programm,

das der DAAD im vergangenen Jahr aufgelegt hat - sehr erfolgreich angelaufen sind. 40 Projekte wurden 1997 bewilligt, in diesem Jahr sollen 30 weitere in die Förderung einbezogen werden.

Auch in umgekehrter Richtung, also in bezug auf die "Reiselust" junger deutscher Studierender, gibt es immer noch Nachbesserungsbedarf. Zu wenige nutzen die Chancen, die sich aus einem Auslandsaufenthalt ergeben. Wenn man durch eine leicht rosarot gefärbte Brille schaut, dann gibt es derzeit rund zehn Prozent deutsche Hochschulabsolventen, die wenigstens ein Semester im Ausland studiert haben - das entspricht in etwa der von der Europäischen Kommission für 1997 vorgegebenen Zielgröße. Nimmt man Praktika und Sprachkurse hinzu, kommt man auf rund 25 Prozent. Zwar sind diese Zahlen also im internationalen Vergleich nicht schlecht, jedoch für ein so exportorientiertes Land wie die Bundesrepublik - gerade in Zeiten der vielfach beschworenen Globalisierung - noch lange nicht ausreichend. Meiner Meinung nach lassen sich nach wie vor zu viele Kommilitoninnen und Kommilitonen von den tatsächlichen oder auch nur vermeintlichen Schwierigkeiten eines Auslandsstudiums abschrecken, seien dies finanzielle Probleme, Sprachhürden oder die Fragen der Anerkennung von Studienleistungen und Abschlußgraden. Nicht, daß Sie mich falsch verstehen, meine Damen und Herren, all diese Probleme existieren und können im einen Falle mehr, im anderen weniger hinderlich sein, wenn man sich seine Meriten auf fremdem Terrain erwerben will. Dennoch dürfen sie - gerade junge Menschen - nicht endgültig davon abhalten, sich den Wind um die Nase wehen zu lassen.

Nur am Rande möchte ich an dieser Stelle eine weitere Gruppe Hochschulangehöriger ansprechen und nachdrücklich zu mehr Mobilitätsbereitschaft auffordern: Ich meine die Hochschullehrer und Dozenten. Wie Sie vielleicht wissen, fördert der DAAD rund 500 Lektoren in aller Welt; verschiedene andere Programme - so beispielsweise ein 1997 gemeinsam mit der brasilianischen Organisation CAPES eingerichtetes Programm - ermöglicht deutschen Dozenten einen Lehraufenthalt im Ausland. Umgekehrt laden wir in jedem Jahr ausländische Gastdozenten ein, an deutschen Hochschulen zu unterrichten. Alleine im vergangenen Jahr wurden 66 solcher Austauschmaßnahmen bewilligt, davon gut zwei Drittel zur Lehre an Universitäten, etwas weniger als ein Drittel zur Lehre an Fachhochschulen, und zwei sind derzeit an Kunst- oder Musikhochschulen tätig. Doch der DAAD hat hier keine Monopolstellung und will sie auch gar nicht haben; jede und jeder einzelne Kollege oder Kollegin ebenso wie alle

Hochschulen sind dazu aufgefordert, in diesem Bereich nicht nur Phantasie, sondern auch Aktivitäten zu entfalten!

Mein Plädoyer für eine verstärkte akademische Mobilität basiert natürlich nicht nur auf einer vom persönlichen Erleben und individuellen Vorlieben herrührenden Sicht der Dinge. Es gibt vielmehr zahllose Gründe, welche ganz objektiv den Nutzen des Austauschs und des Kennenlernens anderer, fremder Strukturen - sei es vor Ort, sei es durch Gäste im eigenen Land - belegen. Lassen Sie mich nur ein paar Stichworte nennen:

- den wissenschaftlichen Nutzen
- den wirtschaftlichen Nutzen
- den persönlichen Nutzen.

Wissenschaftlich gesehen hat der Wechsel zwischen in- und ausländischer alma mater durchaus zwei Seiten. Denn nicht selten wird das Studium durch einen Wechsel verlängert, und auch die Anerkennung im Ausland erbrachter Leistungen, ich erwähnte es bereits, verläuft nicht immer so reibungslos, wie wir alle uns das wünschen und wie es schon längst im geeinten Europa Usus sein sollte. All dies ist ärgerlich, darf aber die grundsätzlich positiven Aspekte einer Auslandserfahrung nicht überdecken. Denn selbstverständlich ist die Bekanntschaft mit einem unbekannten Lehr- und Lernsystem für jeden Studenten und auch jeden Hochschullehrer eine wichtige Bereicherung, selbstverständlich schärft die Kenntnis andersartiger Forschungsansätze den Blick auf die vertrauten heimischen Methoden und zeigt Alternativen auf! Im übrigen gilt für mich der Grundsatz, daß ein wesentliches Merkmal der Wissenschaft ihr grenzüberschreitender Ansatz ist. Oder, anders gesagt: Wissenschaft, die nicht international ist, verdient ihren Namen nicht. An dieser Richtschnur müssen sich auch und gerade die ausübenden Wissenschaftler messen lassen!

Etwas komplizierter sieht es mit dem **wirtschaftlichen** Nutzen aus, und zwar gerade dann, wenn der Hochschulabsolvent sich nicht auf den wissenschaftsinternen, sondern auf den öffentlichen Arbeitsmarkt begibt. Die Kernfrage lautet: Legen die Arbeitgeber - beispielsweise aus der Wirtschaft - bei Neueinstellungen Wert auf Auslandserfahrung?

Hier ließe sich zunächst ganz einfach antworten: Natürlich träumen alle Personalchefs davon, unter einer Vielzahl 24jähriger promovierter Hochschulabgänger mit dreijähriger Berufserfahrung im In- und Ausland

sowie fließender Beherrschung von möglichst drei Fremdsprachen auswählen zu können. Aber wie sieht es mit dem etwas "durchschnittlicheren" Studenten aus? Kann er oder sie die Chancen für den Einstieg in eine Karriere verbessern, wenn der Lebenslauf einen Auslandsaufenthalt aufweist?

Lassen wir die Vertreter der Wirtschaft selbst antworten. Bei einer Umfrage unter mehr als 100 deutschen Nachwuchsmanagern, die das Allensbacher Institut für Demoskopie im Auftrag des Wirtschaftsmagazins "Capital" vor einiger Zeit durchführte, stellte sich heraus, daß die sogenannten "High-Potentials" folgende wichtige Merkmale aufweisen:

- fachliche Exzellenz,
- Persönlichkeitsstärke
- soziale Kompetenz und
- Internationalität, die "als Schlüsselqualifikation der Zukunft" bezeichnet wurde.

Capital zitierte Siemens-Chef Heinrich von Pierer mit der Äußerung, daß ohne internationalen Schliff künftig niemand mehr den Weg in den Vorstand schaffe - eine deutliche Aussage, wie ich meine.

Ähnlich äußerte sich auf einer Tagung des DAAD Dr. Bernd Baasner von der Bayer AG in Leverkusen, der dort für das gesamte Personalmarketing verantwortlich ist. Er wies darauf hin, daß gerade bei der Einstellung ein Auslandsaufenthalt honoriert wird, und er belegte dies anhand einiger Zahlen: Von den etwa 160 Naturwissenschaftlern, die in einem Jahrgang bei Bayer eingestellt wurden, konnten etwa zwei Drittel Erfahrungen im Ausland nachweisen. Das spricht für sich.

Auch wenn ich hier die Vertreter zweier "global players" zitiert habe, darf das nicht zum Trugschluß führen, nur diese seien auf internationale Erfahrungen und Kontakte ihrer Mitarbeiter angewiesen. Ganz im Gegenteil: Wer die Entwicklungen in der Wirtschaft aufmerksam beobachtet und die in aller Munde geführten Begriffe wie "Dezentralisierung", "Outsourcing" und "Globalisierung" verinnerlicht, der erkennt: Gerade kleinere, flexible und schlagkräftige Unternehmen mit einem begrenzten, aber hoch qualifizierten und hoch motivierten Mitarbeiterstamm werden den Markt zukünftig immer stärker beeinflussen. Dabei werden sie entweder auf eigene Faust oder im Auftrag großer Wirtschaftstanker Produkte entwickeln und Projekte

durchführen. Dies bedeutet natürlich zugleich, daß der Mittelstand sein Augenmerk über kurz oder lang weg von der nationalen und hin auf die weltweite Bühne richten wird. Diese veränderte Wahrnehmung wird sich - in logischer Konsequenz - auch auf die Forderung nach internationaler Kompetenz der Angestellten auswirken.

Auch in umgekehrter Richtung - also bei der Einladung ausländischer Nachwuchskräfte an unsere Hochschulen und Forschungseinrichtungen - kann ein wirtschaftlicher Nutzen leicht aufgezeigt werden. Die Rechnung ist einfach: Der junge Indonesier, der hier in Deutschland während seines Studiums im Labor mit Geräten deutscher Hersteller vertraut gemacht wurde, wird sich bei der Ausstattung seines heimatlichen Arbeitsplatzes eher für das bekannte Mikroskop oder die schon vielfach genutzte Zentrifuge entscheiden als für ein gänzlich unbekanntes Produkt aus einem anderen Land. Überhaupt wird die Kenntnis und im besten Falle Freundschaft, die den einstigen Studenten auch nach der Rückkehr in sein Land mit Deutschland verbindet, viel dazu beitragen, die Brücken von hier nach dort zu festigen und auszubauen, sei es in der beschriebenen wirtschaftlichen Hinsicht, sei es aber auch in kulturellen oder politischen Belangen.

Wie aber sieht die Frage nach dem Wert eines Auslandsstudiums aus, wenn man den dritten, den **persönlichen** Blickwinkel wählt?

Der Gewinn eines Aufbruchs zu neuen Ufern ist für die persönliche Entwicklung, für die Flexibilität des Denkens und Handelns in seiner Art einzigartig und nicht ersetzbar. "Lernen für's Leben", das ist die Überschrift, unter der man das ganze Bündel der Erlebnisse zusammenfassen kann. Man lernt

- selbständig zu arbeiten,
- belastbarer zu sein,
- Offenheit und Toleranz gegenüber allem, was beim ersten Ansehen oder bei der ersten Begegnung fremd und vielleicht sogar merkwürdig erscheint.

Man lernt

- gerade auch als Nicht-Sprachwissenschaftler eine neue Sprache. Und man lernt **vieles** kennen:
- neue Städte und Landstriche,

- neue Sitten, Gebräuche und Traditionen,
- fremde Gesellschaftssysteme und vielleicht auch Religionen
- und vor allem die Menschen.

Niemand kann den persönlichen Nutzen eines Auslandsaufenthaltes besser beschreiben als Johann Wolfgang von Goethe. In seiner "Italienischen Reise" schrieb er schon 1786 zwei Sätze nieder, die heute immer noch Gültigkeit haben. Ich zitiere: *"Mit dem neuen Leben, das einem nachdenkenden Menschen die Betrachtung eines neuen Landes gewährt ist nichts zu vergleichen. Ob ich gleich noch immer derselbe bin, so mein ich bis aufs Knochenmark verändert zu sein."*

Wenden wir uns der letzten, vielleicht entscheidenden Frage zu:

Was können wir tun, um die Auslandsbeziehungen unserer Hochschulen voranzutreiben? "Wenn es dir gelingt, über dich selbst gut zu Gericht zu sitzen, dann bist du ein wirklich Weiser", sagte der König zum kleinen Prinzen. Um gut zu Gericht sitzen zu können, muß man einen Dreischritt leisten. Man muß:

- das Problem erkennen,
- das Problem analysieren,
- und das Problem beseitigen.

Die beiden ersten Schritte haben wir hier in der Bundesrepublik in den vergangenen Wochen, Monaten und Jahren mit schon an Selbstzerfleischung grenzender Ernsthaftigkeit und Ausführlichkeit hinter uns gebracht. Wir haben eine Nabelschau betrieben, die einerseits notwendig und richtig war, andererseits schnell beendet werden muß, um uns in unserem Reformwillen nicht zu lähmen und vor allem unseren Ruf im Ausland nicht noch mehr zu schädigen, als es jetzt schon der Fall ist.

Was jetzt dringend ansteht, ist die Bewältigung des dritten Schrittes: das Problem zu beseitigen.

Eines ist klar: Wir werden nur erfolgreich sein, wenn wir alle - und damit meine ich die deutschen Hochschulen als Institutionen und als Gemeinschaften der Lehrenden, der Administratoren und der Studierenden - wenn wir alle uns dem globalen Wettbewerb stellen. Und wir müssen erkennen, daß dieser Wettbewerb nicht nur ungewohnte Anforderungen an uns stellt, sondern gleichzeitig ungeheure und bislang unbekannte, im besten

Falle sogar ungeahnte Chancen bietet, die es wahrzunehmen und zu ergreifen gilt.

Wie sieht nun das Rüstzeug aus, mit dem wir hier in Deutschland in den Ring der Globalisierung von Wissenschaft und Bildung steigen? In den letzten Wochen wurde - nicht zuletzt angesichts der beeindruckenden Streiks unserer Studierenden - immer wieder darüber berichtet, daß es der deutschen Wissenschaft, namentlich den deutschen Universitäten, am Geld fehle - eine Binsenweisheit, wenn Sie mich fragen. Ohne die nötigen finanziellen Mittel können wir **selbstverständlich nicht** im internationalen Wettbewerb mithalten - das gilt uneingeschränkt.

An der materiellen Situation unserer Hochschulen ändert sich nichts durch Gesundbeten; und wenn man 25 bis 35 % eines Altersjahrgangs studieren lassen will - und gegenwärtig haben wir in der Bundesrepublik mehr als 1,8 Millionen Studenten an rund 300 Hochschulen -, dann muß man bereit sein, dafür zu zahlen. Und zwar muß man zahlen nach dem Maßstab eines führenden Industriestaates und nicht nach Modellen von Entwicklungsländern, zumal alle Kriterien darauf hinweisen, daß dieser hohe Anteil akademisch Gebildeter für unsere Verhältnisse angemessen ist.

Tatsache ist: Im Vergleich zu vielen anderen Ländern zahlen wir zu wenig für die Bildung und Ausbildung unseres akademischen Nachwuchses. Im OECD-Vergleich zum Anteil der öffentlichen **und** privaten Bildungsausgaben am Bruttoinlandsprodukt liegt Deutschland unter 19 betrachteten Staaten zwar an neunter Stelle. Vergleicht man aber nur die staatlichen Anteile der Bildungsausgaben am Bruttoinlandsprodukt, so liegt die Bundesrepublik auf Platz 20 von 27 untersuchten Ländern. Und noch ein paar Zahlen: Hierzulande werden pro Studierenden und Jahr 7.902 Dollar ausgegeben, während es in den USA beispielsweise 14.607 Dollar und in Großbritannien 8.241 sind. Der Gerechtigkeit halber sollte gesagt werden, daß sich auch in manch anderem Land ein noch schlechteres Bild zeigt. So gibt Japan pro anno und Student 7.556 Dollar aus, Frankreich nur 6.033 Dollar, also deutlich weniger als in der Bundesrepublik. Insgesamt gesehen sind jedoch in Deutschland die staatlichen Mittel für Forschung und Lehre, die den westdeutschen Hochschulen - nur diese kann man in Langzeituntersuchungen einbeziehen - durchschnittlich je Student zur Verfügung stehen, seit 1980 um nahezu ein Drittel gesunken; das ist eine erschreckende Bilanz.

Nehmen wir einmal an, die Obergrenze der Zahlungsfähigkeit in Deutschland sei erreicht - dann muß man andere Konzepte entwickeln, um den Mißständen an deutschen Universitäten zu begegnen. Eine Möglichkeit wäre, nach vernünftigen Selektionskriterien zu suchen und den Flaschenhals ein wenig zu verengen. Unter Umständen bedeutet das, daß wir auch innerhalb der Universitäten um eine stärkere Auswahl und Gewichtung nicht herumkommen werden, wenn wir die Ausbildung einer großen Zahl junger Menschen verbinden wollen mit dem unverzichtbaren Anspruch, hochqualifizierte junge Menschen und wissenschaftliche Eliten heranzubilden.

Übrigens: Eine kürzlich veröffentlichte Studie belegt, daß es sehr wohl möglich ist, "Klasse in der Masse" auszubilden, wie die Süddeutsche Zeitung am vergangenen Wochenende so treffend titelte. Eine Umfrage unter mehr als 2.000 deutschen Führungskräften ergab, daß die großen Universitäten in den Biographien der Eliten - aus den verschiedensten Bereichen wie Wirtschaft, Politik, Kirche und andere mehr - als Ausbildungsstätten deutlich überrepräsentiert sind. Dies ist ein guter Beweis dafür, daß das deutsche Hochschulwesen in der jüngeren Vergangenheit sehr wohl mit den überaus zahlreichen, großen Anforderungen, denen es sich gegenübergestellt sah, fertig geworden ist. Damit dies auch in der Gegenwart und vor allem in der Zukunft so bleibt, müssen wir freilich gemeinsam aktiv werden.

Jahrzehntelang hat das Ausland weltweit die Humboldtsche Universitätsidee bewundert und kopiert. Aber jetzt, glaube ich, haben wir Grund, am Beispiel des Auslands - nehmen wir England, Amerika, aber auch unsere Nachbarländer wie Holland, Schweden oder Finnland - am Beispiel des Auslands also zu lernen, unsere richtigen und nach wie vor gültigen Ideen über die völlig veränderten Rahmenbedingungen hinwegzuretten. Wenn wir den Mut zu neuen, zeitgerechten Lösungen aufbringen, dann hat auch Humboldts Universitätsidee als hoher geistiger Anspruch und ständig lockende Herausforderung in Zukunft noch eine Chance. Wenn wir diese Einsichten beherzigen, wird es uns auch gelingen, die internationale Attraktivität des Hochschul- und Wissenschaftsstandorts Deutschland aktiv zu verbessern - nicht zuletzt, um auch im 21. Jahrhundert konkurrenzfähig zu sein.

Verschiedene Hebel müssen angesetzt werden:

1. Zunächst einmal müssen wir alles daran setzen, die Rahmenbedingungen, also die Bedingungen außerhalb des eigentlichen universitären Lebens, so neu zu strukturieren, daß ein Studium und ein Forschungsaufenthalt in Deutschland nach wie vor erstrebenswert erscheinen. Nach zugegeben mühsamem und oft ärgerlichem, ja sogar beängstigendem Hin und Her scheinen sich jetzt die Innenminister der Länder und des Bundes auf Neuregelungen des Ausländergesetzes zu einigen, die nicht von vornherein einer Abwehrhaltung gegenüber unseren ausländischen akademischen Gästen gleichzusetzen wäre. Das übrige, das gesamtgesellschaftliche Umfeld, können Politiker und Gesetze freilich nur bedingt regeln. Hier ist jeder von uns aufgerufen, dazu beizutragen, das Klima an deutschen Hochschulen, aber auch in der gesamten Öffentlichkeit für unsere Freunde und Partner aus aller Welt so angenehm wie möglich zu gestalten. Tenor muß die Erkenntnis sein, daß nicht nur die Ausländer den Kontakt zu den Deutschen brauchen, sondern daß Deutschland ohne weltweite gute Beziehungen auf Dauer zur Provinz verkümmern würde.
2. Deutsche Hochschulen müssen die Möglichkeit bekommen, ihre Studienstruktur nach Wunsch auf das international verkehrs- und transferfähige System der Bachelor-Master-Degrees umzubauen. Berauben wir uns doch nicht der großartigen Chancen, die drei verschiedene, im positiven Wettstreit miteinander stehende Modelle bedeuten. Während den Vorstellungen des einen Studierenden das klassische Zweistufensystem der Universitäten mit Magister- und Doktorgrad am nächsten kommt, so findet der zweite seine Wünsche eher im praxisorientierten Curriculum der Fachhochschulen befriedigt. Der dritte aber will neue Wege beschreiten und hat eine internationale Karriere vor Augen - also schreibt er sich bei einem Bachelor- oder Masterstudiengang ein, wie sie dank der letzten HRK-Beschlüsse in Zukunft sicherlich immer häufiger an Hochschulen in Deutschland angeboten werden.

Ich weiß, daß einige Kollegen gerade in dieser Neuerung eine Gefahr für die bewährten Werte und Errungenschaften unseres deutschen Bildungssystems sehen. Aber es geht doch nicht darum, aus einer Laune heraus eine liebgewonnene Tradition über Bord zu werfen! Nein, es geht vielmehr darum, international konkurrenzfähig zu bleiben, sowohl im Sinne unserer eigenen deutschen Kommilitoninnen und Kommilitonen, als auch zugunsten der Studierenden und hier vor allem

der besonders begabten Nachwuchskräfte aus dem Ausland. Ich bin sicher, daß gerade die Besten die Bandbreite des Angebotes zu schätzen wissen.

Natürlich bedeutet Umbau auch Arbeit: Die Universitäten sollten einsehen, daß der erste Abschlußgrad eines Bachelors sehr wohl seine Berechtigung hat und zusätzlich zum Diplom, dem Magister und der Promotion in den Studienalltag eingebaut werden muß. Schließlich könnte die Einführung des Bachelors - ganz abgesehen von der internationalen Vergleichbarkeit - auch die Chance bergen, die Verweildauer an den Universitäten zu verkürzen und dabei gerade die Bedürfnisse derjenigen jungen Menschen zu befriedigen, die zwar eine universitäre Ausbildung anstreben, aber ihr Leben nicht als Wissenschaftler verbringen wollen.

Ich möchte nochmals betonen: es gibt keine vereinheitlichende Generallösung für das, was wir brauchen. Vielmehr bin ich der festen Überzeugung, daß mehrere Modelle nebeneinander bestehen können und sich dabei sogar gegenseitig befruchten. Und daß in deutschen Hochschulen ein großer Bedarf und eine sehr aktive Bereitschaft besteht, neue Anzüge überzustreifen und gegebenenfalls auf die eigene Figur zuzuschneiden, zeigen die Reaktionen auf eine Ausschreibung des Deutschen Akademischen Austauschdienstes zur Einrichtung sogenannter "Auslandsorientierter Studiengänge", die Teil des Aktionsprogramms zur Steigerung der Attraktivität des Studien- und Wissenschaftsstandorts Deutschland sind. Allein für die zweite Tranche gingen mehr als 100 Bewerbungen ein, aus denen - auf Grund beschränkter Mittel - lediglich eine Handvoll Anträge ausgewählt und bewilligt werden konnte. Diese Auslandsorientierten Studiengänge beinhalten nicht nur eine möglichst 50prozentige Beteiligung ausländischer Studierender und einen deutlichen Anteil englischsprachiger Veranstaltungen, sondern sie bieten neben deutschen Abschlüssen auch die Verleihung von Bachelor- und Mastergraden.

An dieser Stelle ein Wort zur Sprache: Es ist schon lange kein Geheimnis mehr, daß das Monopol des Deutschen als Unterrichtssprache den hiesigen Hochschulen im internationalen Vergleich vielfach zum Nachteil gereicht. Und es ist auch eine Tatsache, daß das Englische seine Vorreiterrolle als Weltsprache längst schon gefestigt

hat. Dementsprechend wäre es nicht nur falsch verstandener Nationalstolz, sondern schlichte Dummheit, wenn man versuchen würde, sich diesem Faktum nach wie vor verzweifelt und mit dem Anspruch der Ausschließlichkeit entgegenzustemmen.

Zwei Verfahrensweisen sind meiner Meinung nach das Gebot der Stunde: Zunächst einmal müssen wir uns auf die Bedürfnisse unserer "Kunden" einstellen und ihnen dort, wo es sinnvoll und möglich erscheint - wie zuvor beschrieben - englischsprachige Studienangebote unterbreiten. Um es einmal an einem krassen Beispiel deutlich zu machen: Es macht keinen Sinn, von einem Chinesen zunächst die Kenntnis und das Verständnis des "Nibelungenliedes" zu verlangen, um ihn anschließend zum Studium der Mathematik an der TU Dresden zuzulassen! Fängt er jedoch erst einmal an, im deutschen Umfeld - wenngleich überwiegend auf Englisch - zu studieren, so wird er über kurz oder lang doch Interesse und Gefallen an der Sprache seines Gastlandes finden und sie erlernen. Auch auf diese Weise wird es schließlich möglich sein, der unzweifelbaren Vormachtstellung des Englischen - zugegeben, mit ein wenig List - sanft, aber sicher erfolgreich die Bedeutung unserer eigenen Sprache entgegenzusetzen.

Zum zweiten müssen wir dort, wo die deutsche Sprache unverzichtbar ist, die jetzigen hohen Eingangshürden ein wenig herabsetzen. Dabei gilt es einerseits, die Sprachanforderungen je nach Fach und Bewerberstatus zu differenzieren und andererseits einen Deutschtest zu entwickeln, der dem englischen TOEFL-Test entspricht. Gerade in bezug auf den letzten Punkt konnten in der jüngeren Vergangenheit und in Zusammenarbeit zwischen den maßgeblichen Einrichtungen - wie beispielsweise dem DAAD und dem Goethe-Institut - wichtige Schritte getan werden.

3. Die gegenseitige Anerkennung von Studienleistungen ist ein besonders wunder Punkt, der jedoch - ein schwacher Trost - nicht nur die deutschen Hochschulen betrifft. Ich möchte jetzt nicht über die zur Zeit noch sehr unbefriedigende Lage lamentieren, sondern vielmehr ein positives Beispiel zur Lösung dieser Probleme hervorheben: So hat das "European Community Course Credit Transfer System" (kurz: ECTS) zur Vergabe von Leistungspunkten bei der akademischen Anerkennung von ihm Ausland erbrachten Studienleistungen in den vergangenen zehn Jahren einen wahren Siegeszug durch die Hochschulen Europas hinter sich gebracht, und auch einige deutsche Universitäten haben

seine Vorzüge erkannt. Mittlerweile empfiehlt die HRK die Einführung dieses Systems, mit dessen Hilfe sich eines der Hauptprobleme im Kontext der akademischen Mobilität in Europa wirkungsvoll lösen lässt. ECTS macht das Auslandsstudium für die Studierenden planbarer und trägt so erheblich zur Bereitschaft bei, für einige Zeit der vertrauten heimischen Alma mater den Rücken zu kehren und sein Glück an einer ausländischen Hochschule zu suchen.

4. Ein großes Defizit, das schon den deutschen Studienanfängern häufig schmerzlich bewusst wird, lastet ihren ausländischen Kommilitoninnen und Kommilitonen in doppeltem Maße auf der Seele: die mangelnde Betreuungskultur. Hier können wir uneingeschränkt von unseren englischen Nachbarn und den amerikanischen Freunden in Übersee lernen, und erste Entwicklungen in die richtige Richtung sind zum Glück auch endlich zu erkennen. Denn das Deutsche Studentenwerk hat im vergangenen Jahr ein Betreuungspaket entwickelt, dessen integraler Bestandteil - neben der Hilfe bei Zimmersuche, Einschreibung und Orientierung im neuen akademischen Umfeld - auch die Betreuung durch einen Tutor ist. Hier sehe ich also einen Standortnachteil, den auszugleichen wir aber sehr wohl selbst imstande sind.
5. Die deutschen Hochschulen müssen Werbung und Marketing in eigener Sache endlich als unverzichtbaren Bestandteil ganz oben auf ihre tägliche Agenda setzen. Als Präsident des DAAD biete ich an dieser Stelle unsere Kooperation auf jede gewünschte Weise an: sei es durch die Aufnahme in unsere zahlreichen Publikationen, sei es durch eine Verlinkung der Internet-Homepages, sei es durch die Vertretung auf internationalen Bildungsmessen. Gerade bei letzteren ist es jedoch mehr als hilfreich, wenn neben deutsch- und englischsprachigen Informationsbroschüren auch solche in anderen Sprachen zur Verfügung stehen, also beispielsweise in Französisch, Russisch, Japanisch, Indonesisch oder sonstigen Sprachen mehr.

Eine andere, etwas indirektere Art der Werbung sind Partnerschaften mit ausländischen Hochschulen. Jährlich reisen Delegationen von hien nach drüben, besuchen sich die Wissenschaftler zu Forschungs- oder Weiterbildungszwecken, tauschen sich die Administratoren über verwaltungstechnische Fragen aus, werden Stipendien an Ausländer und Deutsche vergeben. Ich gebe zu: Nicht jede Partnerschaft läuft dabei so, wie man es sich idealtypisch vorstellen könnte. Einzelne Fakultäten sind

bemühter als andere, oft sind die Aktivitäten stark von einer einzelnen Persönlichkeit abhängig, und gelegentlich können wir uns des Eindrucks nicht erwehren, daß es den ausländischen Partnern weniger um den gegenseitigen Austausch als vielmehr um die Nähe zu eventuellen Geldquellen aufgrund des Renommés der deutschen Hochschule geht. Insgesamt jedoch sind Hochschul-Partnerschaften ein sehr geeignetes Mittel, um mit dem Ausland in einen engen, konstruktiven Kontakt zu treten und dabei zugleich auf Deutschland als attraktiven Studien- und Wissenschaftsstandort hinzuweisen.

“Deutschland: Für viele ein Fluchtziel aus dem Grauen von Kriegen und Folterungen, für andere immer noch das versprochene Land, eine Überlebenschance, für mich eine Herausforderung. Genau...eine Herausforderung.” Es war ein junger Italiener, Andrea Manfroi, der diese Zeilen an den Anfang seines Essays stellte, den er auf Anregung des DAAD vor kurzem zusammen mit rund 50 weiteren ausländischen DAAD-Preis-trägern zum Thema “Mein Deutschlandbild” verfaßte. Eine Herausforderung ist dann, wenn man sie annimmt, in der Regel eine Bereicherung. Das Leben, das Studium, das wissenschaftliche Arbeiten in Deutschland zu einer Herausforderung und damit zugleich zu einer Bereicherung zu machen: Das wäre in meinen Augen ein gutes Ziel bei dem Bemühen, die Auslandskontakte deutscher Hochschulen in und für die Zukunft zu gestalten.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Theodor Berchem
Präsident der Universität Würzburg
Präsident des Deutschen Akademischen Austauschdienstes

Kennedyallee 50

53175 Bonn